



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Jacoby, H.: Annette von Droste-Hülshoff.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Leben in einem Pulsschlag zu vereinen. Das ist ein durch die Thatfachen der politischen Vernunft verurtheilter Irrthum des bisherigen Trägers der auswärtigen Politik in England, Lord Beaconsfield — ein ebenfogroßer Irrthum, wie wenn Rußland sich zum Organisator des indo-britischen Reichs in Indien berufen glaubte und an dieser Utopie seine Kraft unnütz verschwenden wollte. Berücksichtigt man den Kern unserer Darlegung, so wird man auch den Ausfall der jüngsten Wahlen in England, welche die auswärtige Politik Beaconsfields verurtheilen, einigermaßen verständlicher finden.

Annette von Droste-Hülshoff.

Von H. Jacoby.

Der Name Annettes von Droste-Hülshoff hat in der Literaturgeschichte einen guten Klang, und mit Recht. Wer ihre Dichtungen gelesen und sich in sie hineingelebt hat, bewundert die Kraft des Gedankens, die Anschaulichkeit der Darstellung, die Tiefe des Gefühls, die ihnen eigen. Doch ist der Kreis ihrer Verehrer kein großer, und die Gesamtausgabe ihrer Schriften, die vor kurzem erschienen ist, wird denselben kaum um ein Nennenswerthes erweitern. Die Dichterin ist eine viel zu eigenartige Natur, und der Genuß ihrer Dichtungen mit zu vielen Schwierigkeiten verknüpft, als daß wir uns der Hoffnung hingeben dürften, daß ihre Schriften eine ausgebreitetere Wirkung gewinnen könnten. Doch soll dies nicht von denen verschuldet werden, die, durch Vertiefung in ihre Poesie für dieselbe erwärmt, für ihr Verständniß zu wirken verpflichtet sind. Und dazu möchte auch dieser Aufsatz einen bescheidenen Beitrag geben. *)

Den Stoff ihrer poetischen Schöpfungen wählt Annette Droste aus der Natur, aus der Geschichte, aus der Spiegelung der Welt in ihrer Seele, aus den innersten Gefühlen des eigenen Herzens; eine Fülle der anziehendsten Land-

*) Gesammelte Schriften von Annette Freiin von Droste-Hülshoff, herausgegeben von Levin Schücking. Erster Theil: Lyrische Gedichte. Zweiter Theil: Erzählende Gedichte. Schriften in Prosa. Dritter Theil: Das geistliche Jahr. Geistliche Lieder. Stuttgart, Cotta, 1879. — Anna Elisabeth v. Droste-Hülshoff. Ein Denkmal ihres Lebens und Dichtens und eine Auswahl ihrer Dichtungen. Gütersloh, Bertelsmann, 1879. — Briefe der Freiin Annette von Droste-Hülshoff. Zweite vermehrte Auflage. Münster, Rüssel, 1880. — Vgl. auch W. Herbst, Annette von Droste-Hülshoff im „Daheim“, 1866 S. 200 u. f.

schaftsbilder, eine große Zahl von Balladen, sowie einige poetische Erzählungen, viele Gedichte, aus Welt- und Selbstbeobachtung entsprungen, zeigen den Umfang ihrer poetischen Kraft, die Vielseitigkeit ihrer inneren Beziehungen.

Auf ihre landschaftlichen Gemälde richten wir zuerst den Blick. Die heimische Haide des Münsterlandes und die Alpenwelt der Schweiz bilden fast ausschließlich die Gegenstände ihrer dichterischen Zeichnung. Wie es in der Natur dieser landschaftlichen Gegensätze liegt, ist die Stimmung der Dichterin hier und dort eine sehr verschiedene. Die Monotonie der Haide, die unbestimmte Gleichmäßigkeit ihrer Färbung, die Nebel, die sich über sie hinziehen, wecken in ihrer Seele ahnungsvolle Empfindungen, versetzen sie in Zustände eines gewissen Hellsehens, in denen Vergangenheit und Zukunft ihr im Dämmerlichte erscheinen; düstere, schwankende Gestalten beleben in ihr die Mythen, zu denen sich die Naturvorgänge im Volksbewußtsein verdichtet haben. So tritt in dem Gedichte „Die Mergelgrube“ der ewige Wechsel zwischen Entstehen und Vergehen erschütternd vor ihr inneres Auge; die Anfänge und Ausgänge des irdischen Seins ziehen an der Träumenden vorüber:

Vor mir, um mich der graue Mergel nur,
Was drüber, sah ich nicht! doch die Natur
Schien mir verödet, und ein Bild erstand
Von einer Erde, mürbe, ausgebrannt;
Ich selber schien ein Funken mir, der doch
Erzittert in der todten Asche noch,
Ein Findling im zerfallnen Weltenbau.
Die Wolke theilte sich, der Wind ward lau;
Mein Haupt nicht wagt' ich aus dem Hohl zu strecken,
Um nicht zu schauen der Verödung Schrecken,
Wie Neues quoll, und Altes sich zerlegte —
War ich der erste Mensch oder der letzte?

Im „Haideemann“ ist es der Abendnebel, der sich über den Haidegrund legt, und die mannigfaltigen Bildungen und Farbenwechsel desselben, die sie in Anschauung und Ahnung der Haidebewohner uns vergegenwärtigt. „Geht Kinder nicht zu weit ins Bruch“, ist der Mutter erste Mahnung, da die Sonne sinkt. Dann lautet sie dringender: „Ihr Kinder legt euch nicht ins Gras, der Haideemann schwillt,“ und dann von neuem: „ihr Kinder haltet euch bei Haus, der Haideemann braut“, „ihr Kinder kommt, kommt schnell herein, der Haideemann zieht“. Dann ein neues Bild:

Es siedet auf, es färbt die Wellen,
Der Nord, der Nord entzündet sich —
Glutpfeile, Feuerspeere schnellen,
Der Horizont ein Lavastrich

Da ruft die Mutter ängstlich:

„Gott gnad' uns, wie es zuckt und dräut,
Wie's schwelet an der Dünenscheib'!
Ihr Kinder, faltet eure Händ',
Das bringt uns Pest und theure Zeit —
Der Haideemann brennt!“

Ein andermal sehen wir den „Knaben im Moor“, der in der Abendstunde, die Fibel in der zitternden Hand, heimkehrt; „unter jedem Tritte ein Quellschen springt“. Im Rascheln am Hage hört das Kind „den gespenstigen Gräberknecht, der dem Meister die besten Torfe verzecht; hinducket das Knäblein zage“. Im Rieseln und Knittern der Halme wird die unselige Spinnerin, die gebannte Spinnenlenor, spürbar; im Brodeln und Pfeifen unter den Sohlen klings „wie eine gespenstige Melodei; das ist der Geigenmann ungetreu, das ist der diebische Fiedler Knauf, der den Hochzeitsheller gestohlen.“ Und jetzt

„birst das Moor, ein Seufzer geht
Hervor aus der klaffenden Höhle;
Weh, weh, da ruft die verdammte Margret:
„Ho, ho, meine arme Seele!“
Der Knabe springt wie ein wundes Reh,
Wär' nicht Schukengel in seiner Näh',
Seine bleichen Knöchelchen fände spät
Ein Gräber im Moorgeschwehle.
Da mähllich gründet der Boden sich,
Und drüben, neben der Weide,
Die Lampe flimmert so heimatlisch,
Der Knabe steht an der Scheide.
Tief athmet er auf, zum Moor zurück
Noch immer wirft er den scheuen Blick.
Ja, im Geröhre war's fürchterlich,
O, schaurig war's in der Haide!“

Aber es sind nicht bloß Nachtgedanken, welche in der Haide durch die Seele der Dichterin schleichen, auch für ihr Leben im Licht hat sie einen offenen Sinn. Alles, was sich regt und webt im Sonnenglanze, schaut ihr Auge, malt sie mit liebevollem Blick. Und auch die humoristische Stimmung kommt hier zu ihrem Rechte. So in dem ersten Gedichte der Haidebilder, „Die Lerche“. Die Lerche erscheint als der Herold des Tages, der die Thier- und Pflanzenwelt aus dem Schlafe weckt, die Fürstin Sonne huldigend zu begrüßen. Da öffnen sich die Wimpern der zarten Blumen, das klare Auge des Masliebchens und der bleichen Wasserkilie; der Bitterhalm steht verschämt, die kleine Weide pudert sich. Nun kommen die geflügelten Musikanten. Die Grille spielt schäferlich die Liebesgeige, der Käfer schnurrt, ein tüchtiger Hornist; die Fliege furrst Diskant und Tenor, die Biene ist der Bassist, die Hummel spielt den Contraviolon. Endlich kommen

die Bergleute und breiten ihre Schätze aus, das eifrige Ameisenvolk, und die Spinne bringt das duftige Elfenkleid, das zarte Gewebe.

Nirgend fühlt sich die Dichterin so wohl als in ihrer Heimat, dem Münsterlande, ungern reißt sie in die Ferne, und hier verläßt sie nicht die Sehnsucht nach der Heimat. Sie ist ganz eine Tochter der rothen Erde, im besonderen ein Kind der münsterländischen Haide. Sie hat sich in die Erscheinung derselben tief hineingelebt und vermag sie in der anschaulichsten Weise wieder zu erzeugen, wie in den Haidebildern, so auch in den in Prosa verfaßten „Bildern aus Westfalen“. Wir heben auch aus diesen als Beweis ihrer klaren, das Charakteristische scharf treffenden Landschaftszeichnung die Schilderung eben des Münsterlandes heraus:

„Eine trostlose Gegend! unabsehbare Sandflächen, nur am Horizonte hier und dort von kleinen Waldungen und einzelnen Baumgruppen unterbrochen. — Die von Seewinden geschwängerte Luft scheint nur im Schlafe aufzuzucken. — Bei jedem Haufe geht ein zartes, dem Rauschen der Fichten ähnliches Geriesel über die Fläche und säet den Sandkies in glühenden Streifen bis an die nächste Düne, wo der Hirt in halb sonnambuler Beschaulichkeit seine Socken strickt und sich so wenig um uns kümmert als sein gleichfalls sonnambuler Hund und seine Haidschnucken. Schwärme badender Krähen liegen quer über den Pfad und flattern erst auf, wenn wir sie fast greifen könnten, um einige Schritte seitwärts wieder niederzufallen und uns im Vorübergehen mit einem weissagenden Auge — zu betrachten. Aus den einzelnen Wachholberbüschen dringt das klagende, mövenartige Geschriß der jungen Ribitze, die wie Taucher-Vögel im Schilf in ihrem stacheligen Nyle umschlüpfen und bald hier bald dort ihre Federbüschel hervorstrecken. Dann noch etwa jede Meile eine Hütte, vor deren Thür ein paar Kinder sich im Sande wälzen und Käfer fangen, und allenfalls ein wandernder Naturforscher, der neben seinem überfüllten Tornister kniet und lächelnd die zierlich versteinerten Muscheln und Seeigel betrachtet, die wie Modelle einer früheren Schöpfung hier überall verstreut liegen — und wir haben Alles genannt, was eine lange Tagereise hindurch eine Gegend belebt, die keine andere Poesie aufzuweisen hat, als die einer fast jungfräulichen Einsamkeit und einer weichen, traumhaften Beleuchtung, in der sich die Flügel der Phantasie unwillkürlich entfalten. Allmählich bereiten sich indessen freundlichere Bilder vor — zerstreute Grasflächen in den Niederungen, häufigere und frischere Baumgruppen begrüßen uns als Vorposten nahender Fruchtbarkeit, und bald befinden wir uns in dem Herzen des Münsterlandes, in einer Gegend, die so anmuthig ist, wie der gänzliche Mangel an Gebirgen, Felsen und belebten Strömen dieses nur immer gestattet, und die wie eine große Dase in dem sie von allen Seiten, nach Holland, Oldenburg, Cleve zu, umstäuenden Sandmeer liegt. In hohem Grade friedlich, hat sie doch nichts von dem Charakter der Einöde, vielmehr mögen wenige Landschaften so voll Grün, Nachtigallenschlag und Blumenflor angetroffen werden, und

der aus milder feuchten Gegenden einwandernde wird fast betäubt vom Geschmetter der zahllosen Singvögel, die ihre Nahrung auf dem weichen Kleiboden finden. Die wüsten Steppen haben sich in mäßige, mit einer Haideblumendecke farbig überhauchte Weidestrecken zusammengezogen, aus denen jeder Schritt Schwärme blauer, gelber und milchweißer Schmetterlinge aufstäuben läßt. Fast jeder dieser Weidegründe enthält einen Wasserspiegel, von Schwertlilien umkränzt, an denen Tausende kleiner Libellen wie bunte Stäbchen hängen, während die der größeren Art bis auf die Mitte des Weihers schnurren, wo sie in die Blätter der gelben Nymphäen wie goldene Schmucknadeln in emaillirte Schalen niederfallen und dort auf die Wasserinsecten lauern, von denen sie sich nähren. Das Ganze umgrenzen kleine, aber zahlreiche Waldungen. Alles Laubholz, und namentlich ein Eichenbestand von tadelloser Schönheit — in jedem Baume ein Nest, auf jedem Aste ein lustiger Vogel, und überall eine Frische des Grüns und ein Blätterduft, wie dieses anderwärts nur nach einem Frühlingsregen der Fall ist."

Doch wir brechen ab. Das Angeführte genügt, ein Bild der Landschaft zu geben, in der die Dichterin aufgewachsen ist, für die sie die innigsten Gefühle hegt, deren poetische Reize sie so anschaulich und seelenvoll wiederzugeben weiß.

Eine wesentlich andere Färbung tragen ihre Schilderungen der Alpenwelt, wie wir sie theils in einzelnen Gedichten, theils zerstreut in den größeren poetischen Erzählungen finden. Das subjective Element, das in den Haidebildern die Darstellung durchzieht, verschwindet; die Dichterin ist von der Majestät der Natur ganz erfüllt und will nur diese objectiv zur Darstellung bringen. In den Haidebildern ist ja auch in der That das subjective Element berechtigt — die Haide ladet zum Träumen und Nachsinnen ein —, hier nicht. Wir erkennen daraus, daß wir die Subjectivität in der Auffassung der Natur keineswegs als eine charakteristische Eigenthümlichkeit Annettes bezeichnen dürfen. Sie ist keine Vertreterin der Romantik, und sie will es auch nicht sein. Sie erklärt ausdrücklich, daß sie die Romantik nur wenig liebe, auch gänzlich ohne Talent dafür sei. „Sie wissen selbst," schreibt sie ihrem Freunde Schlüter, „daß ich nur im Naturgetreuen, durch Poesie veredelt, etwas leisten kann." Nur, wo es zum Charakteristischen der Gegend gehört, läßt sie dem subjectiven Elemente Raum. Daher fehlt dasselbe in den Schweizer Landschaftsbildern. Eine Ausnahme bildet nur das Gedicht „Am Bodensee". Hier ergreift sie die Schwermuth, und die Schauer der Vergänglichkeit ziehen durch ihre Seele. In elegischem Tone schließt das Gedicht mit dem klagenden Worte an den Geist des Wassers:

O schau mich an, ich zergeh' wie Schaum,
Wenn aus dem Grabe die Distel quillt,
Dann zuckt mein längst zerfallenes Bild
Wohl einmal durch deinen Traum.

Aber hier wissen wir aus dem Munde der Dichterin selbst den Ursprung dieser Stimmung. „Der allerdings sehr reizende See,“ schreibt sie an ihren Freund Junkmann, „machte mich immer traurig, weil ich den Rhein so durchfließen sah nach Deutschland und Westfalen hinüber.“ Es war also das Heimweh, das der Bodensee in ihrer Seele weckte.

Auf der Höhe, die Annettes Naturbilder erreichen, stehen ihre Balladen nicht. Wohl weiß sie den rechten Ton für dergleichen zu treffen, aber die Klarheit der Darstellung fehlt nicht selten. Auch ist der gewählte Stoff fast immer so düster, daß diese Dichtungen uns wenig befriedigen. Ein und dasselbe Motiv, das „zweite Gesicht“, wird zu häufig verwendet. Die sogenannten Vorgesichten, die dem Halbwayen erscheinen, bilden mehrfach das Thema. Man könnte daraus den Schluß ziehen, daß die Dichterin doch der romantischen Schule angehöre und sich über ihre poetische Richtung und Gabe selbst getäuscht habe. Doch wäre dieser Schluß voreilig. Das zweite Gesicht ist eine Eigenthümlichkeit ihres Stammes; die dichterische Berücksichtigung desselben kann also als zur Localfarbe einer im Münsterlande spielenden Ballade gehörig angesehen werden. Ueber diese wunderbare psychologische Erscheinung berichtet uns die Dichterin selbst in den schon angeführten „Bildern aus Westfalen“:

„Das Vorgesicht ist hier — im Münsterlande — so gewöhnlich, daß, obwohl die Gabe als eine höchst unglückliche eher geheim gehalten wird, man doch überall auf notorisch damit Behaftete trifft, und im Grunde fast kein Eingeborener sich gänzlich davon freisprechen dürfte. Der Vorschauer (Vorgucker) im höheren Grade ist auch äußerlich kenntlich an seinem hellblonden Haare, dem geisterhaften Blitze der wasserblauen Augen und einer blassen oder übergarten Gesichtsfarbe; übrigens ist er meistens gesund und im gewöhnlichen Leben häufig beschränkt und ohne eine Spur von Ueberspannung. Seine Gabe überkommt ihn zu jeder Tageszeit, am häufigsten jedoch in Mondnächten, wo er plötzlich erwacht und von fieberhafter Unruhe ins Freie oder ans Fenster getrieben wird; dieser Drang ist so stark, daß ihm kaum Jemand widersteht, obwohl Jeder weiß, daß das Uebel durch Nachgeben bis zum Unerträglichen, zum völligen Entbehren der Nachtruhe, gesteigert wird, wogegen fortgesetzter Widerstand es allmählich abnehmen und endlich ganz verschwinden läßt. Der Vorschauer sieht Leichenzüge — lange Heerescolonnen und Kämpfe — er sieht deutlich den Pulverrauch und die Bewegungen der Fechtenden, beschreibt genau ihre fremden Uniformen und Waffen, hört sogar Worte in fremder Sprache, die er verstümmelt wiedergiebt, und die vielleicht erst lange nach seinem Tode auf demselben Flecke wirklich gesprochen werden. — Der minder Begabte und nicht bis zum Schauen Gesteigerte „hört“ — er hört den dumpfen Hammerschlag auf dem Sargdeckel und das Rollen des Leichenwagens, hört den Waffenlärm, das Wirbeln der Trommeln, das Trappeln der Hufe und den gleichförmigen Tritt der marschirenden Colonnen. Er hört das Geschrei der Verun-

glückten und an Thür oder Fensterladen das Anpochen desjenigen, der ihn oder seinen Nachfolger zur Hilfe auffordern wird. — Der Nichtbegabte steht neben dem Vorschauer und ahnt Nichts, während die Pferde im Stalle ängstlich schnauben und schlagen, und der Hund jämmerlich heulend mit eingeklemmten Schwänze seinem Herrn zwischen die Beine kriecht. Die Gabe soll sich jedoch übertragen, wenn ein Nebenstehender dem Vorgucker über die linke Schulter sieht, wo er zwar für dieses Mal nichts bemerkt, fortan aber für den anderen die nächtliche Schau halten muß. — Wir sagen dies fast ungern, da dieser Zusatz einem unleugbaren und höchst merkwürdigen Phänomen den Stempel des Lächerlichen aufdrückt.“

Daß die Dichterin von dieser psychischen Eigenthümlichkeit ihrer Stammesgenossen poetischen Gebrauch gemacht hat, kann ihr gewiß nicht zum Vorwurfe gereichen, und daß derselbe in die Balladenstimmung hinein paßt, unterliegt keinem Zweifel. Nur daß sie das Motiv zu oft verwendet, müssen wir als fehlerhaft bezeichnen. Ihr Interesse an der Eigenart ihrer Landsleute hat sie dazu veranlaßt; doch nicht bloß dies, der mystische Zug der Volksseele überhaupt, wie er sich in Visionen und Sagen ausspricht, hatte für sie etwas Anziehendes und Fesselndes. Und wer kann sich dem Reize der Volks Sage entziehen, in dem eine ganz besondere Gattung der Volkspoesie, die mythische Gestaltung des natürlichen und sittlichen Lebens, uns offenbart wird? wer möchte an jenen wunderbaren Erscheinungen, in denen eine der Schranken von Raum und Zeit entnommene Daseinsweise der Seele sich kund thut, gleichgiltig vorübergehen? Man braucht nicht von romantischen Stimmungen erfüllt zu sein, um hier zu verweilen; ein dichterisches Gemüth zumal fühlt sich unwiderstehlich gefesselt. Aus diesem Interesse am mystischen Zuge der Volksseele ist nun auch dieser Gedichts-Cyklus „Volks glauben in den Pyrenäen“ entstanden, wie ihm auch die poetische Erzählung „Der Spiritus familiaris des Rosttäuschers“ ihren Ursprung dankt.

Seinem Kranze kleinerer Gedichte geben wir aber bei weitem den Vorzug vor dieser poetischen Erzählung. In letzterer tritt der Volksaberglaube zu massiv auf, um unsere Theilnahme zu erregen; auch macht der Held keine innere Entwicklung durch, die ihm unsere Theilnahme erwecken könnte; er ist eigentlich schon im Anfang derselbe wie am Ende. Mit zagendem Herzen hat er im unheimlichen Hause aus böser Hand gegen die Unterschrift seines Namens die Phiole empfangen, die ihn zum reichen Manne macht, die Phiole, in welcher der Spiritus familiaris haust. Reich geworden, wird er nie seines Reichthums froh, er möchte sich der Phiole entledigen, er wirft sie fort, aber sie kehrt wieder, er kann sich von ihr nicht los machen; endlich stößt er eine Reliquie, einen Nagel vom Kreuze Christi, in die Flasche. Da entweicht der unheimliche Gast. Aber nun kommt auch Unglück auf Unglück über ihn, er wird arm und elend; als

Bettler schleppt er sich in die Heimat und stirbt, im Bewußtsein der Vergebung seiner Schuld. Da der Koftänscher eigentlich nie das Begehren hatte, reich, sondern nur aus großer Armuth, großem Unglücke befreit zu werden, da er im Besitze bedeutenden Vermögens immer von Reue erfüllt ist, wie die Dichterin ausdrücklich am Schlusse sagt: „Er liebte dich — die Gottesmutter — er liebte dich in Sünd und Schmach“, so fehlt die dramatische, die psychologisch = motivirte Entwicklung, und wir bleiben kalt.

Dagegen ist der „Volksglaube in den Pyrenäen“ ein poetisches Juwel. „Silvesterfey“ heißt das Thema des ersten Gedichts. Ein Mädl ist im einsamen Zimmer für den Schicksalsgeist bereitet, der in der letzten Nacht des Jahres durch die Häuser geht:

An ihrer Hand das Glück, Gewind'
Und Ros' im Vockenhaar, ein schlankes,
Das Mißgeschick ein fieberkrankes,
Ein weinend Kind.
Und trifft sie Alles recht zu Danke
Geordnet von der Frauenhand,
Dann nippt vom Mahle wohl die schlanke
Und läßt auch wohl ein heimlich Pfand;
Doch sollt' ein Frevler lauschen, risch,
Im Hui zerstorben ist die Scene,
Und scheidend fällt des Unglücks Thräne
Auf Herd und Tisch.

Die Bearnerin lauscht in der Kammer auf jedes Geräusch, hoffend und bangend; neben ihr liegt ihr Knabe, in unruhigem Schlafe. Die Hände glühen, der Schweiß bedeckt die Stirn, der anbrechende Morgen des neuen Jahres hat kein Heil gebracht, die Mutter begrüßt ihn klagend:

Du lieber Gott, ist so geschwind,
Oh' noch der Morgenstrahl entglommen,
Das Unglück mir ins Haus gekommen
Als krankes Kind?

Im zweiten Gedicht „Münzfrau“ sehen wir die sorgende Mutter, es ist zum siebenten Mal, zum Münzfrautbeet auf dem Riff gehen. Auf Münzfrau hat der Heiland gestanden, als er von Johannes die Taufe empfing, und deshalb ist es mit Wunderkraft erfüllt. Brod, Salz und Wein legt sie als Opfergabe in die Blätter. Neunmal muß sie den Weg machen; wenn dann die Münze wekkt, ist das Kind genesen. Das Gebet der Mutter, theils an Maria, theils an das Münzfraut gerichtet, ist von ergreifender Innigkeit; und die Schlichtheit des Tones sowie die Naivetät der Anschauung steigert die Kraft der Wirkung. Im folgenden Gedichte „Der Bug Garau“ sehen wir die Mutter im Kreise ihrer

Kinder. Es ist Abend geworden, draußen tobt das Wetter. Das Brüderchen schläft, die größeren Kinder werden zur Stille gemahnt, und die Mutter erzählt vom Bug Garau, dem schrecklichen Wolf. Es ist eine rechte Märchenstunde, und der Märchentou in den Erzählungen der Mutter ist wunderbar getroffen. Ein heiteres Bild zeichnet sodann „Der Maisegen“, die Frühlingsfeier der Berner. „Die Hohlensey“ vergegenwärtigt eine düstere, unholde Macht, von der die Menschen Geld begehren. Sie giebt es, aber es gereicht ihnen nicht zum Heil. „Johannisthau“ heißt das letzte Gedicht. Der Thau am Morgen des Johannistages ist heilkräftig. So läßt sich ein fast blindes Waisenkind hoffnungsvoll in den frühen Tag führen und erbittet die Johanneshilfe:

Johannes, heiliger Prophet, ich kam
Zu deinem werthen Namen her und nahm
Von jenem Thau, den im Wüstenbrande
Die Wolke dir geträufelt, lau und lind,
Daß nicht dein Auge in dem heißen Sande,
Nicht dein gesegnet Auge werde blind.
Gepredigt hast du in der Steppenglut —
So weißt du auch, wie harte Arbeit thut;
Doch arm und nicht der Arbeit fähig sein,
Das ist gewiß die allergrößte Pein.
Du hast ja kaum geruht in Mutterarmen,
Warst früh ein elternlos, verwaistes Kind,
Woll eines armen Knaben dich erbarmen,
Der eine Waise ist, wie du, und blind!

Doch wenden wir uns wieder zu den größeren poetischen Erzählungen der Dichterin. Sie zeichnen sich alle durch die große Kraft und Anschaulichkeit der Darstellung aus, deren Gesamteindruck auch durch die Dunkelheit, die ihnen hie und da anhaftet, nicht beeinträchtigt wird. Auch für den Gegenstand, für die Handlung, werden wir auf das lebhafteste interessiert. Nur das Jugendgedicht „Walthier“ nehmen wir von diesem Lobe aus. Die Persönlichkeiten, die uns hier gezeichnet werden, tragen eigentlich nur eine menschliche Maske; in Wirklichkeit sind es theils engelhafte Gestalten, aus Blumenduft und Mondesstrahlen gewoben, theils Teufel, aus dem Abgrund der Hölle aufgestiegen. Wir verzichten darauf, den Inhalt dieser Erzählung bestimmter auszuführen, nur das eine heben wir hervor, da es charakteristisch für die Neigung der Dichterin zum Gewaltigen, Thatkräftigen ist: die trefflich gelungene Schilderung einer Eberjagd. Dagegen haben die Dichtungen „Des Arztes Vermächtniß“, „Das Hospiz auf dem großen St. Bernhard“, „Die Schlacht im Loener Bruch“ hohen ästhetischen Werth. Der Erzählung „Des Arztes Vermächtniß“ freilich nur in formeller Hinsicht. Es giebt in der deutschen Literatur außer Bürgers „Lenore“ kaum eine Dichtung, welche die Seele so tief erschüttert, ja mit Grauen erfüllt,

und die diese Wirkung ausübt, ohne je den Boden reiner Schönheit zu verlassen. Sehen wir aber auf den Inhalt der Erzählung, so befriedigt uns dieselbe wenig. Ein junger Arzt wird in nächtlicher Stunde in eine Räuberhöhle geschleppt, einem schwer verwundeten zu helfen. Hier findet er eine Frau, die er in Wien als Gräfin und als untreue Braut eines ungeliebten Mannes kennen gelernt hat. Seinen Fragen setzt sie hartnäckiges Schweigen entgegen. Der Zustand des Kranken ist hoffnungslos. Ein junger Mann, der sich in demselben Zimmer befindet, flüstert dem Sterbenden zu: Sie wird dir folgen. Der Tod der Frau scheint beschlossen. Aber auch dem Leben des Arztes droht Gefahr, doch wird er freigelassen. Jener Jüngling rettet ihn, nachdem er ihm den Eid abgenommen, daß Geheimniß zu bewahren. Der Heimat nahe, verirrt sich doch der Arzt; der Morgen ist noch nicht angebrochen. Erschöpft sinkt er nieder, ein schlafähnlicher Zustand hält ihn gefangen. Da hört er Geräusch, flüsternde Stimmen. Eine Frau soll den Tod erleiden, sie ist bereit, aber sie will den Todesstreich nicht von der Hand empfangen, die das Schwert ergriffen hat. Die Stimmen entfernen sich, bald aber hört der gespannt lauschende einen Fall. Der Arzt gewinnt seine Kräfte wieder, die Sonne ist aufgegangen und zeigt ihm den Weg zu seinem Hause. War jenes schreckliche Ereigniß ein Traumgebilde oder Wirklichkeit? Er weiß es nicht; offenbar will er es auch nicht wissen. Er verläßt die Gegend — die böhmischen Berge — und kehrt in seine Heimat, die Schweiz, zurück. Allmählich verblassen in seiner Erinnerung die Schrecken jener Nacht, die Jugendlust erwacht, das Leben übt sein Recht. Er vermählt sich. Weib und Kind bereiten ihm eine mit Erdenglück reich gesegnete Stätte. Aber in der Seele des Alternden ersteht von neuem das Bild jener unseligen Nacht, mit unheimlicher Gewalt beherrscht es seine Sinne, es verdichtet sich ihm zur Vision. Seinem Sohne hinterläßt er die Aufzeichnung jener Erlebnisse als Vermächtniß.

Wir sehen davon ab, daß alle Andeutungen fehlen, um die Beziehungen jener Frau zu den Räubern, den Grund ihrer Tödtung zu verstehen, daß uns also die Möglichkeit fehlt, ihre Schuld zu beurtheilen; am peinlichsten berührt es, daß das Lebensende des Arztes krankhaft in Folge eines Ereignisses verdüstert wird, in welchem er selbst eine ausschließlich passive Rolle gespielt hat, zu dessen Vermeidung er schlechterdings nichts hatte thun können. War er doch schließlich physisch so gelähmt gewesen, daß es ihm nie klar wird, ob der letzte Act im Drama jener Nacht Traum oder Wirklichkeit war, daß er über diesen Zweifel nie hinauskommt. Und so können wir die Gewissensängste und Visionen des Arztes eben nur als pathologische, als krankhafte Zustände ansehen, deren dichterische Darstellung nicht sittlich befreiend wirken kann. Und wunderbar; einen solchen pathologischen Zustand darzustellen, ist die Absicht der Dichterin

gewesen. Sie hat uns zeigen wollen, welche Einwirkung auf das Gemüthsleben derartige Erlebnisse hervorzubringen vermögen. Aber sind psychiatrische Probleme geeignete Themata für poetische Bearbeitung?

Sympathisch berührt uns auch durch ihren Inhalt die leider — ohne Schuld des Herausgebers ihrer Schriften — nur als Fragment uns zugängliche Erzählung „Das Hospiz auf dem großen St. Bernhard“. Die Handlung ist sehr einfach. Ein Greis, der mit seinem Enkel eine Alpenspitze erstiegen hat, verirrt sich auf dem Heimwege. Die Nacht überrascht ihn. Die Versuche, das Hospiz zu erreichen, schlagen fehl. Erschöpft sinken die Wanderer nieder, wie es scheint, eine sichere Beute des Todes. Aber die rettende Hand ist ihnen nahe. Der Hund Barry findet das Kind und trägt es zum Hospiz. Und nun unternehmen es die Mönche in nächtlicher Stunde unter furchtbaren Gefahren, den Begleiter des Kindes zu suchen. Nach langen, vergeblichen Bemühungen gelingt es endlich, durch Barrys Hilfe. Der Greis wird zum Kloster getragen, aber, dem Anschein nach, als Leiche. Alle Versuche, das Leben zurückzurufen, bleiben erfolglos. Es wird ein Bote gesandt, Tochter und Schwiegersohn zu benachrichtigen, die eben zur Feier eines ländlichen Festes sich bereiten. Tief erschüttert eilen sie zum Hospiz. Damit endet das Gedicht, dessen nicht veröffentlichter Fortgang schildert, wie schließlich doch durch die Pflege der Mönche der Greis gerettet wird.

Die Dichterin weiß uns von Anfang bis zum Schluß in Spannung zu erhalten. Der Wechsel von Furcht und Hoffnung in der Seele des Großvaters, das naive, die Gefahr nicht ahnende Kind, die selbstaufopfernde Thätigkeit der Mönche, dazu der Rahmen der Alpenwelt in ihrer erhabenen Größe und ihrer wilden, schauervollen Gewalt, das sind Bilder, die, mit fester Hand und mit lebendiger Anschaulichkeit gezeichnet, das Gemüth aufs tiefste bewegen. Wir würden nichts aussetzen haben, wenn die eigenthümliche Neigung der Dichterin zum Grauenhaften uns nicht eine Scene vorgeführt hätte, vor der wir am liebsten die Augen verschließen: Die Verirrten flüchten sich in ein Gewölbe, wo die Leichen Verunglückter, deren Ursprung unbekannt geblieben ist, aufbewahrt werden. In der Kleidung, die sie im Augenblick des Todes bedeckte, ruhen sie hier in Nischen, an die Wand gelehnt. In diesen Kreis treten nun die Wanderer ein. Das Kind glaubt sich unter Schläfern zu befinden, aber der Greis weiß sich an der Stätte des Todes, und Schauer erfüllen ihn. Unheimlich beleuchtet einfallendes Mondeslicht die bleichen Gesichter, die gespensterhaft bald sich zu heben, bald zurückzusinken scheinen. Und nun das Gräßlichste. Während der erschöpfte Greis vom Schlummer überrascht wird, wandert das Kind durch die Halle und bleibt vor einem Todten stehen, in welchem es seinen schlafenden Vater zu erkennen glaubt. Sein wimmernder Ruf: „Mein Vater,

mein Vater!" weckt den Greis. Er eilt zum Kinde, ergreift es bei der Hand, da fällt der Hut des Todten zu seinen Füßen. Von Entsetzen ergriffen, stürzt der Großvater mit dem Kinde in die Nacht. Das ist eine Scene würdig des Pinsels eines Gabriel Max, aber der Geist der Schönheit hat sie nicht geschaffen. Das Gräßliche ist weder Object der bildenden Kunst noch der Dichtung; wo sie sich ihm zuwenden, betreten sie einen Irrweg.

Am vollendetsten und reifsten, von pathologischen Interessen und von der Neigung zum Grauenhaften frei, durch und durch gesund ist die Dichtung „Die Schlacht am Loener Bruch“. Hier hat sich die Dichterin auch ein Problem gestellt, aber nicht ein pathologisches, sondern ein ethisches, wir bewegen uns hier ausschließlich in der Sphäre der Freiheit, nicht in der Sphäre psychischer, mit innerer Nothwendigkeit sich entwickelnder Prozesse.

Der Held des Gedichtes ist Christian von Braunschweig, der tollkühne, weit und breit gefürchtete protestantische Freischaaren-Führer im dreißigjährigen Kriege. Wider seinen Willen dem geistlichen Stande geweiht, zum Bischof von Halberstadt ernannt, war er nach dem Tode seines Vaters zum Protestantismus übergetreten und hatte an den Kämpfen des Heeres des Winterkönigs, Friedrichs V. von der Pfalz, Theil genommen. Eine leidenschaftliche Empfindung für die Gemahlin desselben, die schöne Elisabeth, die Tochter Jakobs I. von England, ein ebenso leidenschaftlicher Haß gegen den katholischen Clerus, gegen den Stand, der ihm aufgezwungen worden, waren wohl die entscheidenden Motive seiner Parteilichkeit gewesen. Nach der Schlacht am Weißen Berge, die das Geschick König Friedrichs besiegelte, kämpfte Christian mit dem Grafen Ernst von Mansfeld selbständig, später im Dienste der protestantischen Union, gegen die Kaiserlichen. Am 7. August 1623 wurde er bei Stadtloen im Münsterschen von Tilly geschlagen und flüchtete über die holländische Grenze. Bald darauf starb er, erst 25 Jahre alt.

Die Aufgabe der Dichtung ist nun, die edlen Züge in Christians Charakter, die ihm trotz aller Verwilderung geblieben, aufzuweisen, die Ursachen der letzteren zu zeigen und so Sympathie für ihn zu erregen. Und diese Aufgabe ist trefflich gelöst, so vollkommen, daß die katholische Dichterin fast mehr unsere Theilnahme auf die protestantischen als auf die katholischen Kämpfer lenkt. Wohl zeigt sie auch auf dieser Seite eine heldenhafte Erscheinung in dem Sohne Tillys, dem jungen Albrecht Tilly, wohl erspart sie uns nicht eine Scene, in der die Rohheit des protestantischen Heeres unseren Abscheu erregt, aber indem der Keger Christian der Held der Dichtung ist, wendet sich unwillkürlich ihm, seinem Geschick, seinem Heere, ein höheres Maß von Interesse zu. Die Wahl des Themas ist ein Beweis, daß die Entschiedenheit ihres katholischen Bewußtseins und Bekenntnisses Amette Droste nicht abgehalten hat, für einen glühenden

Feind desselben eine lebhaftere Theilnahme zu empfinden; eine Objectivität, in der wir die Vielseitigkeit ihres Gemüthslebens erkennen.

Bevor wir uns der Beurtheilung der Gedichte Annettes von Droste unterziehen, berühren wir noch mit wenigen Worten ihre einzige in Prosa verfaßte Erzählung: „Die Judenbuche“. Sie ist ein Sittengemälde aus dem vorigen Jahrhundert, ihr Schauplatz das Baderbornsche Gebiet. Wie in einer sittlich verkommenen Umgebung die Entwicklung des Einzelnen gefährdet ist, wie die Schuld des Ganzen ihn verstrickt und niederzieht, seine Widerstandskraft lähmt und bricht, wie sie endlich ihn in den Abgrund stürzt, das ist uns hier in kriminalistischem Rahmen ergreifend geschildert. Wir charakterisiren die Absicht der Dichtung mit dem Motto, das sie einleitet:

Wo ist die Hand so zart, daß ohne Irren
Sie sondern mag beschränkten Hirnes Wirren,
So fest, daß ohne Bittern sie den Stein
Mag schleudern auf ein arm verkümmert Sein?
Wer wagt es, eitles Blutes Drang zu messen,
Zu wägen jedes Wort, das unversehrt
In junge Brust die zähen Wurzeln trieb,
Des Vorurtheils geheimen Seelendieb?
Du Glücklicher, geboren und gehegt
Im lichten Raum, von frommer Hand gepflegt,
Leg' hin die Wagschal', — nimmer dir erlaubt!
Laß ruh'n den Stein — er trifft dein eignes Haupt!
(Schluß folgt.)

für die Armen und wider die Bettelei.

Es ist erfreulich, daß neuerdings immer allgemeiner die Verderblichkeit der hergebrachten Armenbehandlung erkannt und, wenn auch nicht überall mit den geeignetsten Mitteln, auf eine wirksame Unterstützungsthätigkeit hingearbeitet wird. Die Vereine gegen Verarmung, gegen Haus-, Straßen-, Wanderbettelei und Landstreicherei mehren sich täglich. Angesichts des zur Zeit noch immer nicht ganz erstarkten Arbeitsmarktes haben wir in der That dringend Ursache, nicht Polizisten und Gensdarmen allein die Ermittlung zu überlassen, ob der festsitzende Handwerksbursch ein Strolch ist, oder ob er zu den bedauernswerthen Ueberschußhänden gehört, denen es weder an Lust noch an Fähigkeit zur Arbeit mangelt und deren sich die Gesellschaft bis auf bessere Zeiten durchaus annehmen muß, damit sie nicht zu Grunde gehen. Eben weil die der Hilfe wahrhaft be-